

Rezension

Libertatia

Die Popgruppe *Ja, Panik* lotet auf ihrem fünften Album die Möglichkeiten eines Lebens in Freiheit aus – auf und vor allem abseits der Insel.

REZENSION: **JONAS KEIL**

ILLUSTRATION: **CINDY SCHMID**

DMD KIU LIDT hieß das Album der Gruppe Ja, Panik aus dem Jahre 2011. Ein Code, dessen Entschlüsselung die Parole „Die Manifestation des Kapitalismus in unserem Leben ist die Traurigkeit“ ergibt. Ein Satz, der damals die Programmatik des ganzen Albums vorwegnahm und zugleich dessen letzten Song betitelte. 20 Minuten und 13 Sekunden lang *DMD KIU LIDT*, kurz vor Aufnahmeschluss alleine als first take eingesungen von Sänger Andreas Spechtl, nachdem der Rest der Gruppe ein repetitives Crescendo aus wenigen Akkorden in Moll, zaghaften Drums und Keyboard eingespielt hatte. 14 Minuten lang kotzte sich da einer aus, der, „die Koffer gepackt hatte“, um weit zu fahren, zu flüchten und sich doch wiederzufinden im „old dirty trick“ des Lebens im Kapitalismus, von dem es keine „allzu schnelle Heilung“ gibt, auch wenn uns das „die Klinik und die Liebe“ glauben machen will. Der völlige Vermittlungszusammenhang eines falschen Lebens, zwischen Ich, Wir, allen Gefühlen, allen Begehrens und Verweigerns und einer ökonomischen Ordnung, die sich im Übrigen kaum noch jemand ‚K‘ zu nennen traut (lieber ‚Markt‘ oder einfach ‚Wirtschaft‘) – denn allzu schnell könnte das nach Unzufriedenheit klingen, und Unzufriedenheit – so der Common Sense – ist ja immer nur „pretty personal“, auf „dass all unsere problems wie unsere ganz eigenen paar scheinen“. Spechtl besang diese Umstände unter den „atomisierten Einsamkeiten, im Westen, Osten, Süden, Norden“ als strukturelle Missverständnisse, und somit

gerade durch die ehrliche Verzweiflung hindurch auch als Hoffnungsschimmer: „Die kommende Gesellschaft liegt hinter unseren Depressionen, denn was und wie man uns kaputt macht ist auch etwas was uns eint“ hieß es ebenso wie: „Nicht du bist in der Krise, sondern die Form die man dir aufzwingt“. Viel, sehr viel wurde daraufhin geschrieben über dieses beeindruckende Stück und den Rest des großartigen Albums. Es mutete dabei etwas ironisch an, dass gerade der Abgesang auf das Leben in der als falsch empfundenen Welt den Durchbruch in ebenjener bedeutete – für die Gruppe, ihren Sänger und im Übrigen, wie viele meinten, auch für den tot geglaubten deutschen ‚Diskurspop‘, der in den 1990er- und frühen 2000er-Jahren durch Bands wie Blumfeld und Tocotronic geprägt worden war.

Was würde also nach dem großen Abgesang und dessen Auswirkung in Feuilletons und Geldbeuteln (noch) kommen? Wie die Gruppe selbst in Interviews erklärte, gab es Auflösungsgedanken, die Band betreffend, laut Spechtl sogar Auflösungsgedanken, was das eigene Leben betraf. Zu beiden Martyrien kam es – zum Glück! – nicht. Die Band schrumpfte zunächst von fünf auf drei Mitglieder: Andreas Spechtl, Gitarre/Gesang, sowie Stefan Pabst, Bass/Gesang und Sebastian Janata, Schlagzeug. Zusammen mit Produzent Tobias Levin entstand dann etwas Neues. Ein neuer Sound, ein neuer Sinn. „Ich wünsch mich dahin zurück, wo es nach vorne geht“. Auch dieses Mal zeigt schon der gleichnamige

Titelsong *Libertatia* der neuen Platte die Richtung an. Das Schiff - welches auf *DMD KIU LIDT* noch dem Untergang geweiht war - sticht nun in See: Auf nach Libertatia! Auf in die Freiheit – wohin auch sonst, wenn man sich nach der völligen Dekonstruktion schon für das Weitermachen entscheidet. Libertatia im Übrigen hat es tatsächlich gegeben, jedenfalls wenn man den Erzählungen von Captain Charles Johnson - oder war es etwa der große Daniel Defoe unter einem Pseudonym? – im Buch *A General History of the Pyrates* Glauben schenkt. Im späten 17. Jahrhundert wurde von flüchtenden, britischen Piraten eine freie Kolonie auf der Insel vor der Küste Ostafrikas gegründet, die sich heute Madagaskar nennt. Entgegen der autoritären Sozialkonstrukte der damaligen Zeit, wurde hier - fast zeitgleich zur Amerikanischen Unabhängigkeitserklärung, aber weit aus radikaler - eine freie Gesellschaft ausgerufen, die sich der monarchisch-autoritären Herrschaft verweigerte, entlaufene Sklaven aufnahm, gleiche Rechte für alle, Männer wie Frauen, ausrief, demokratische Versammlungen abhielt und gemeinschaftsorientiert wirtschaftete. Das Stück *Antananarivo* stellt hierzu, also zum geographisch verortbaren Libertatia, einen deutlichen Bezug her. Von einem anderen Leben in unzähligen Wiederbegegnungen ist hier die Rede, in Städten auf der ganzen Welt und vor allem in – die Aufzählung endet, ja strandet langezogen hier – in Antananarivo. Trotz aller *Au Revoir's* scheint aber weitaus wichtiger als das tatsächliche Abhauen, eine Idee davon zu haben, was Libertatia im Hier und Jetzt bedeu-



tet. Die „fresh fruits in unknown places“ werden gereimt auf „one world, one love, no nations“ und sie scheinen eher durch so etwas wie den ‚Benjaminschen Tigersprung‘ (s. Kino-Beitrag in diesem Heft) erreichbar zu sein, als durch den tatsächlichen Gang zum Ticketschalter am Flughafen: „Ich wünsch mich dahin zurück wo es nach vorne geht“. Die Insel des Möglichen ist hier keine Heterotopie, sondern eine Metapher über alle Grenzen hinweg, auch und gerade über ihre eigenen.

„Space is the place der die Flüchtigen liebt“ – heißt es im Titelsong und diese Stelle will betont werden. Flüchtige sind wir dann nämlich alle und nicht nur solche Menschen, die zu bestimmter Zeit bestimmte Grenzen bestimmter Nationen – *places* – überschreiten. Das mag sehr idealisiert klingen und beispielsweise die harte politische Realität an den Außen- und Innengrenzen der Festung Europa verkennen. Aber von welcher Realität sprechen wir da eigentlich?

Fängt diese nicht eben im eigenen Denken, im Denken von Grenzen an? Eine Frage, die man sich gerade als Mensch auf der Innenseite der Festung zu stellen hat und die von *Ja, Panik* im Besingen der Freiheit en passant mit aufgeworfen wird. *Libertatia* ist keine Utopie, sondern ein utopisches Korrektiv für jedes „Menschenleben, das nur Mauern schafft“.

„Wo wir nicht sind wollen wir nicht hin“ – der Eskapismus kann nicht das Ziel sein, es geht um die Freibeuterei im Alltag. Und Freibeuterei heißt hier vor allem: Tanzen! Die staatliche und europäische Finanzordnung und deren hütende Institutionen

werden in Grund und Boden getanzt (*Dance the ECB*). Der Sound unter diesem groovigen Trotz ist klar, satt, unvertrackt, nicht mehr kratzig und noisy. Man merkt das Fehlen der oft dissonant aufheulenden, schneidenden Leadgitarre von Ex-Mitglied Thomas Schleicher gar nicht, denn diese würde überhaupt nicht hineinpassen, in diese Arrangements aus Synthesizer, funky-perkussiven Gitarrenloops und treibenden Hi-Hats wie in *Chain Gang*, die zudem vielfach am Computer editiert wurden. „We’re not naked / we have the radio on / we dress in nothing less / than supreme best“, heißt es im Song *Radio Libertatia* – diesmal sollte alles sitzen wie eine gute Anzughose - mit Schlag vielleicht, aber ohne aufgerissene Knie.

Wer soviel groovt, tanzt und umarmt, den erwischt auch schon mal die Müdigkeit und der Blues im Morgengrauen, die *Post Shakey Time Sadness*. Auch scheint, jedenfalls für 3:49 Minuten in Track 7, schon einmal Alles leer zu sein. Trotzdem wird die anklingende Hoffnungslosigkeit als Möglichkeit der Befreiung besungen und das – auf dieser Platte zum ersten Mal – ohne die Panik des Einforderns. Auch das Stück *Eigentlich wissen es alle* beweist das: Ein über Tenorsaxophon und sanften Pizzicatos gesungenes Schlaflied über den „großen Schlaf und seine müden Kunden“, die sich abrackern, aber eigentlich alle wissen, dass die von ihnen vorgeblich und alltäglich performte Wahrheit „nur ein Moment des Falschen“ ist.

Für die ausgiebige Tour zum Album ist die Band um ein weiteres Mitglied gewachsen, Laura Lander-gott half an Keyboard und Gitarre aus, sang manchen Chorus mit und ist seitdem fester Bestandteil der Gruppe. Begleitet von Zuschauer- und erneutem Presseapplaus wurden die Songs von *Libertatia* zuletzt in etwas abgewandelter Form wieder rauer, ja, panischer interpretiert. Vielleicht hatte

man sich über das Jahr irgendwann selbst zu versöhnlich geklungen und musste das Kunstwerk in seinem erhabenen Glanz wieder etwas beschädigen, um es weiterleben zu lassen. Vielleicht war dies auch Ausdruck der Erkenntnis, dass Freiheitsgefühle immer wieder – und manchmal auch über den Umweg der Verzweiflung – zurückerobert werden müssen. Die Dinge müssen schließlich weiterhin aus dem Gleichgewicht gebracht werden für eine Gruppe, die das Nicht-Einverstandensein mit der Ordnung schon im Namen trägt. Bis zum nächsten Abenteuer bleibt uns von Ja, Panik jedenfalls zum wiederholten Male ein Kunstwerk erhalten, welches über sich selbst hinausweist und große Freude bereitet. Es gibt noch viele Grenzen wegzutanzten. In diesem Sinne: „Ladies and Gentlemen / History highlight: / This is Libertatia / Calling You Tonight!“.

Ja, Panik: *Libertatia* (2014, Staatsakt).



Mit dem Girokonto der GLS Bank



GLS Bank
das macht Sinn